

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Pia Rosenberger**

**Die Spur des Ultramarins**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Prolog

Das Abwasser prasselte durch ein Rohr in den Fluss und stank zum Gotterbarmen. Neben dem Auslass stand ein Mann. Er schob sich den Mantel vor die Nase und versuchte, durch den Mund zu atmen, um dem unerträglichen Geruch nach Exkrementen zu entgehen. Weiter unten, wo sich das Wasser braun und schwer durch sein Bett wälzte, verdünnte sich die Brühe langsam, und der Geruch lag nur noch als fauler Dunst in der Luft, an den man sich fast gewöhnen konnte. Aber hier ... Wie hatte der Fremde ihn nur an diesen Treffpunkt locken können? Es war, als hätte er ihn jetzt schon über den Tisch gezogen und ihm seine Bedingungen aufgezwungen.

Er versuchte, nicht zu genau hinzusehen, was da aus dem Fallrohr mit der braunen Brühe in den Fluss geschossen kam. Und doch konnte er nicht anders. Kohlreste, Knochen, eine Lederbörse, die sicher ein Beutelschneider einem Zecher abgenommen hatte, alles fand sein letztes Ruhebett im Fluss. *Ich gehe jetzt*, dachte der Mann. Lange genug hatte er sich die Beine in den Bauch gestanden. Und Fisch, der aus diesem Fluss stammte, würde er sicher niemals wieder essen. Auch sein Plan war sinnlos, denn sein Opfer hatte sieben Leben wie eine Katze. Am Ufer warteten die billigen Wirtshäuser auf ihn und vielleicht die eine oder andere Hure, mit der er einen Teil des Goldes verprassen konnte, das eigentlich für den gedungenen Mörder bestimmt gewesen war.

In diesem Augenblick manifestierte sich aus dem Nebel eine unheimliche Erscheinung, die direkt aus der Hölle zu kommen schien. Die Gestalt war so groß, dass er zurückschreckte.

»Woher kommt Ihr so plötzlich?«

»Berufsehre!«, sagte der Fremde. Sein Gesicht lag im Schatten seiner Kapuze.

Ihm lief es eiskalt den Rücken hinunter. Unwillkürlich kreuzte er die Finger gegen den bösen Blick.

»Ich komme und gehe mit dem Wind.« Der Verhüllte lachte heiser. »Habt Ihr das Gold mitgebracht?«

»Natürlich.« Er nestelte den Beutel unter seinem Mantel hervor, in dem es leise klimperte. Sein Inhalt war das Lockmittel, aber bevor er ihn übergab, mussten die Bedingungen geklärt werden, diesmal nach seinen Regeln.

»Die Sache ist heikel«, sagte er.

»Das sind solche Dinge immer«, gab der Fremde gelassen zurück.

Er zuckte die Schultern. Angeekelt stellte er fest, dass er in etwas Schmierigem stand. Er würde seine Stiefel putzen lassen müssen.

»Es darf niemand merken ...«

»Dass Ihr damit zu tun habt.« Der Fremde amüsierte sich köstlich.

»Worüber lacht Ihr?«

»Alle glauben immer, dass sie die Ersten sind, die einen andern vom Leben in den Tod befördern wollen. Aber glaubt mir, Ihr seid einer von vielen. Sogar Herzog Johann Ohnefurcht hat seinen Rivalen Louis von Orléans ermorden lassen.«

Der Mann schaute sich unruhig um. »Seid leise!«

»Warum? Hier ist das Territorium der Diebe, Halsabschneider und Huren.«

»Ich sage noch einmal: Es muss heimlich geschehen, damit keine Spuren zurückbleiben. Und dafür müsst Ihr ihn beobachten.«

»Nichts leichter als das«, sagte der Mörder.

»Und noch etwas. Er darf nicht hier sterben. Nicht der Schatten eines Verdachts soll auf mich fallen. Er ist ein Zugvogel, bleibt nie lang an einem Ort, so dass sich schon eine Möglichkeit für Euch auftun wird.«

»Dann folge ich ihm, wenn er die Stadt verlässt«, sagte der Mörder gleichmütig.

Er war sehr groß, und als er seinen Kopf neigte, drang neben dem Gestank nach Unrat und Exkrementen noch ein anderer in die Nase des Auftraggebers, ein fremder Geruch, den dieser nicht einordnen konnte und der ihm einen kalten Schauer über den Rücken trieb. Er riss sich zusammen und berichtete, was es über das Opfer zu sagen gab, wo es wohnte, womit es sich beschäftigte, was seine Vorlieben waren. Zuletzt legte er ihm den Beutel in die Hand. Der Mörder lockerte den Verschluss und holte eine Münze heraus, die im Abendlicht trübe glänzte.

»Den anderen Teil bekomme ich nach der Tat«, sagte er. »Wenn sie zu Eurer Zufriedenheit ausgeführt ist.«

»Sagt mir Euren Namen!«, verlangte er mit klopfendem Herzen und wunderte sich selbst über seinen Mut.

»Ihr habt Schneid.« Der Fremde lachte. »Man nennt mich den Namenlosen.« Damit war alles gesagt. Mit dem nächsten Windhauch löste er sich in Luft auf.

Aus dem Rohr platschte etwas in den Fluss. Etwas Großes, das den Auftraggeber, als es auf die Wasseroberfläche traf, mit einem Regen stinkender Tropfen bespritzte. War es ein Katzenkadaver gewesen, erstarrt in der Kälte des Todes? Er nahm es als gutes Zeichen.

Das Blau hatte die Farbe der Dämmerung kurz nach Sonnenuntergang. Jan van Eyck tauchte den Pinsel in die Farbpfütze auf seiner Palette und betrachtete die Spitze, die im Licht des Nachmittags feucht schimmerte. Im Atelier roch es nach dem Nussöl, mit dem er seine Farben anrieb. Der blaue Pinsel näherte sich der Holztafel mit der Eva, die auf der Staffelei stand, so nackt, wie Gott sie geschaffen hatte. Adrian Borluut, sein Bruder Cornelis und sein Onkel Josse Vijd standen hinter dem Maler und schauten ihm über die Schulter. Die Mutter der Menschheit sah so lebensecht aus, als hätte sie der Künstler direkt aus dem Paradies auf sein Bild gebannt.

Adrian hielt den Atem an. Seine Augen glitten über Evas lange Beine, den birnenförmigen Bauch, die kleinen Brüste. Sie war so kunstvoll gemalt, als könne sie, wenn ihr danach war, aus dem Bild heraustreten und sich lächelnd zu ihnen gesellen. »Ultramarin«, sagte er.

»Ich will keine Nackigen auf meinem Altar.« Onkel Josse ließ sich schwer atmend auf den Schemel neben dem groben Holztisch fallen. »Und schon gar keine blauen.«

Ein Lächeln trat in van Eycks Augen. »Keine Angst. Ich verwende die Farbe nur für einen zarten Schimmer auf der Oberfläche. Aber für andere Aufgaben werde ich mehr davon brauchen. Das hier ist leider der Rest.« Er deutete auf den blauen Farbkleck auf seiner Palette

Cornelis sog scharf die Luft ein. »Ihr wisst, dass Ultramarin in hochreiner Form in Gent schlecht zu bekommen ist«, sagte er. »Und dass es in Gold aufgewogen wird.«

Jan van Eyck ließ sich Zeit mit einer Antwort. »Ultramarin ist die Farbe Gottes. Und genau dieses Pigment brauche ich. Wenn Ihr denn einen Altar haben wollt.«

Sein Pinsel aus weichem Dachshaar glitt sanft über die Fläche und vertiefte einige Schatten auf dem zarten Körper der Frau. Dann tauschte er ihn aus und malte ihr eine täuschend echt aussehende schwarzbraune Haarsträhne. Fast so naturgetreu, als hätte sie unter der Oberfläche darauf gewartet, freigelegt zu werden, oder als habe er sie abgeschnitten und aufs Bild geklebt. »Ich brauche Ultramarin«, wiederholte der Künstler.

Adrian wusste, dass sie als Auftraggeber für die Beschaffung der Farbstoffe zuständig waren, die Jan van Eyck benötigte. An der Wand lehnten die fertigen Tafeln. Doch der riesige Altar, den sein Onkel bestellt hatte, war noch lange nicht vollendet. Und das würde er auch nicht werden, solange der Künstler nicht das Pigment bekam.

Er konnte seine Augen nicht von der Gestalt der Eva wenden. *Sie hat uns allen die Erbsünde eingebracht*, dachte er. Und doch sieht sie so unschuldig aus wie ein Lamm. Das helle Licht des Nachmittags fiel in das Atelier des Künstlers und ließ die kalkweißen Wände aufleuchten. Im Hintergrund mörserte der Lehrling ein grünes Pigment, bis sich eine Staubwolke über seiner Schale zusammenballte. Aber van Eyck wollte Blau. Ultramarinblau! Mit seinem Bruder Hubert hätten sie diesen Ärger nicht gehabt.

Doch der war vor der Staffelei tot zusammengebrochen, und so hatten sie bei Jan angefragt, der als Kammerherr am Hof des Herzogs von Burgund diente, um das Werk zu vollenden, den prächtigen Altar, den Onkel Josse und Tante Elisabeth für ihre Kapelle in der Johanneskirche stiften wollten. Es hatte einige Jahre gedauert, bis Jan van Eyck zwischen den

Aufträgen Herzog Philipps die Zeit gefunden hatte, sich dem begonnenen Altar zu widmen. Sie hatten nicht erwartet, dass er Hubert das Wasser reichen konnte, doch jetzt bewies er ihnen das Gegenteil. Er war mehr als der Höfling, für den sie ihn gehalten hatten, mehr als der glatte Diplomat, der in Portugal als Teil einer Delegation die herzogliche Heirat mit der Infantin Isabella eingefädelt hatte. Er war ein wirklicher Maler. Evas Haare flossen aus seinem Pinsel, und sie sahen echter aus als seine eigenen.

Jetzt jedoch hob er seine Augen und ließ sie prüfend über die Runde seiner Auftraggeber wandern. Sie blieben an Adrian hängen, der widerwillig spürte, wie er errötete.

»Ihr müsstet das doch verstehen, Adrian Borluut. Seid Ihr nicht der Gelehrte in der Familie?«

»Ähm, nein« sagte er und überhörte den Anflug von Spott in der Stimme van Eycks. Er war nichts weiter als ein verkrachter Medizinstudent, der sein Studium abgebrochen hatte.

»Ultramarin kommt aus Outremer«, wandte er ein, und seine Verwandten stimmten ihm zu. »Man kann in Gent alles kaufen. Malachitgrün ...« Er schaute in Richtung des Lehrlings, der sich die grünen Finger an seinem Wams abputzte und ihr Gespräch fasziniert verfolgte, »Zinnober, Bleiweiß, Bein-schwarz, Krapplack für ein prächtiges Rot und sogar Azurit, wenn man einen Blauton benötigt und das nötige Kleingeld hat. Aber mit Ultramarin wird es schwierig.«

»Noch ist es hier nicht gebräuchlich.« Der Maler schaute sie alle der Reihe nach an. Aus welchem Grund auch immer schien er diese Auseinandersetzung zu genießen. »Ehrenwerte Herren – wollt Ihr gar nicht wissen, wofür ich das Ultramarin zu verwenden gedenke?«

»Nun rückt schon damit raus!«, sagte der Onkel bärbeißig.

»Bei Adam und Eva nur für die Vertiefung der Schatten«, sagte van Eyck geduldig, als würde er einer Horde Kindern die Welt erklären. »Ansonsten besteht ihre Leibfarbe aus Ocker, Bleiweiß und Schwarz. Aber die neue Eva, Maria, die Himmelskönigin, sie soll ein Gewand bekommen, wie man es noch nicht gesehen hat. Tiefblau wie das Himmelszelt an einem sonnigen Tag, blau wie die Dämmerung, bevor die Sonne aufgeht, oder nachdem sie untergegangen ist. Verheißung. Sehnsucht. Gottesnähe. Nicht umsonst lautet ihr Name Meeresstern.«

Adrian nickte widerwillig, von sich selbst überrascht. Früher hatte man für ein schönes Blau einfach den Grundstoff Lapislazuli gerieben und die daraus entstehende Farbe auf den Malgrund aufgetragen. Das Ergebnis war wegen der Kalkeinschlagerungen im Blau insgesamt unbefriedigend ausgefallen. Dann jedoch wurde im Osten ein Verfahren entwickelt, mit dem man alle Unreinheiten und alles Katzensgold aus dem Halbedelstein entfernen konnte. In Italien verwendete man den Farbstoff Ultramarin in hochreiner Konzentration schon länger. War da nicht einer gewesen, der den Mauerputz *al fresco* in diesem Blau gestaltet hatte, gleichsam, als wolle er die Wand durchlässig für den Himmel machen? Ja, natürlich – sein Name war Giotto gewesen, Giotto di Bondone. Und auch die Brüder Limburg hatten ihr Stundenbuch damit hinterlegt. Wenn hochreines Ultramarin nur nicht so teuer wäre!

»Ich brauche nicht allzu viel«, fuhr der Maler nun bescheiden fort.

»Ob Ihr eine Unze braucht oder eine ganze Wagenladung«, sagte Cornelis ungehalten. »Das ändert nichts daran, dass wir kein Ultramarin besorgen können. In ganz Gent gibt es nicht einen Fingerhut voll davon.« Er griff nach dem Pokal mit



Wein, der unter dem Fenster stand, und trank einen großen Schluck.

»Nein?«

Hatte Adrian sich verhört, oder schlich sich in das Wort nicht doch ein spöttischer Ton? Van Eyck hatte nichts dagegen, den Pfeffersäcken, die für sein Ultramarin ihre fetten Ärsche in Bewegung setzen mussten, eins auszuwischen. Im Hintergrund hörten sie die rhythmischen Geräusche des Mörsers. Der Lehrjunge hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und rieb geduldig den grünen Farbstoff mit dem Bindemittel an. »Euch schert also nicht, dass wir das Pigment wer weiß wo besorgen müssen?«, fragte Onkel Josse bedrohlich leise. Adrian sah förmlich, wie die Zornesader auf seiner Stirn anschwell.

»Und gleichfalls ist es Euch egal, wie viel wir dafür hinblättern müssen?«, fügte Cornelis hinzu.

Ein schiefes Lächeln stahl sich in Jan van Eycks Mundwinkel. »Habt Ihr nicht eine Bank und ein gutgehendes Handelskontor?«, fragte er. »Und Bedienstete, die für Euch reisen können?«

Er strich sich eine braune Haarsträhne hinter die Ohren, in die sich einige Fäden Grau gemischt hatten. »Und wenn Ihr selbst nach Outremer fahren müsst und im Wüstensand grabt – ich brauche es«, sagte er schlicht. »Und auch der Herzog wird sicherlich befürworten, dass an dem Altar nicht gespart wird.«

»Und was tut Ihr, wenn wir es nicht besorgen können?« Der Onkel schnappte nach Luft und lockerte seinen Halsausschnitt.

Adrian runzelte die Stirn. Onkel Josses Kurzatmigkeit bereitete ihm Sorgen.

Jan van Eyck zuckte mit den Schultern. »Ihr wollt einen

Altar, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Einen Altar, der selbst Herzog Philipp den Zwist vergessen lässt, den Eure Familie mit der seinen hatte, und ich male ihn Euch. Vorausgesetzt, Ihr stellt mir das Material dafür zur Verfügung.«

Ohne ein Wort erhob sich der alte Mann und verließ am Arm seines Neffen Cornelis den Raum. Adrian fand sich plötzlich allein an der Seite des Malers wieder, der in aller Ruhe seinen Pinsel in die Farbe tauchte und eine weitere feine Haarsträhne auf das Bild zauberte.

»Ihr seid kein Künstler?« Van Eyck wandte ihm seinen Blick zu.

»Nein«, sagte Adrian.

»Dann ist Euch das Gefühl nicht vertraut, und das ist vielleicht auch besser so.«

»Welches Gefühl?«

»Das Gefühl, dass alles richtig ist«, sagte Jan van Eyck, und Adrian fühlte sich plötzlich so nackt wie Eva auf der Staffelei.

»Und wie nennt Ihr es? Dieses Gefühl?«

Van Eycks graue Augen waren sehr kühl. »Vollkommenheit«, sagte er.

Adrian verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich.

Der Künstler zog sich von der Staffelei mit dem Bildnis der Eva zurück, ging zum Tisch und reinigte sorgfältig die Dachschaarpinsel – eine Arbeit, die er nur ungern seinen Gehilfen überließ. Dieser Adrian Borluut – er interessierte sich für ihn und das nicht nur, weil er ein ideales Modell für einen der Ritter auf dem Seitenflügel des Altars abgeben würde. Adrian Borluut war anders als sein geiziger Onkel und unterschied sich auch von diesem Bullen von Bruder, der in die Fußstapfen des alten Pfeffersacks treten würde.

Trotz seiner hellbraunen Locken und der blaugrünen Augen

sah man ihm an, dass er kein Flame war. Er hatte eine dunklere Hautfarbe und ein Gesicht, das auf eine Herkunft jenseits der Alpen hindeutete. Wie man munkelte, strömte das Blut seiner italienischen Mutter heißer durch seine Adern, als es sollte. Er machte mit seinen Freunden bei Nacht die Straßen unsicher. Einmal hatte ihn sein Bruder gegen Geld aus dem Kerker im Grafenstein holen müssen, weil er seine ganze Barschaft verspielt hatte. Auch gegenüber den Reizen der Frauen war er nicht unempfindlich. Hatte ihn nicht sein Onkel in Köln rauspauken müssen, weil er eine Ratsherrentochter verführt und damit für einen handfesten Skandal gesorgt hatte?

Jan van Eyck schüttelte den Kopf. Die Familie Vijd-Borluut hatte ihn, ohne es zu ahnen, mit dem Auftrag für diesen Altar an die Grenzen seiner Schaffenskraft geführt. Sie hatte ihn mit Visionen aus Licht und Schatten über sich selbst hinaus in die Weiten des Himmels geschleudert. Sie hatte ihn um den Schlaf und um seinen Frieden gebracht, und niemand, nicht der alte Vijd oder seine Frau, und auch nicht die Neffen, konnte die Größe des Werkes erahnen. Er würde Gott ein Gesicht geben. Sie durchschauten nicht, was er hier tat. Dass die Kraft des Altars mit dem Wasser des Lebensbrunnens aus dem Bild in die Welt hinausrinnen würde, langsam und stetig wie eine Quelle, die nie versiegte. Wie vermessen, wie unglaublich hochmütig, wie vollkommen würde sein Werk sein? Nur dieser Adrian hatte ansatzweise die Fähigkeit dazu, das zu verstehen. Weil er ebenso wie der Maler auf der Suche war.